

In ihrem Nachlass fand ich einen verschlossenen Umschlag mit einem ausführlichen Briefwechsel zwischen dem befreundeten Anwalt, Parteigenosse der ersten Stunde, und dem Rabbinat von Nagykanizsa, dem Geburtsort meiner Großmutter. Eine Summe von Vergeblichkeiten, die keine Gewissheit schufen. Es war jedoch der Beweis einer ungewöhnlichen Freundschaft, die offensichtlich gegen die Ideologie resistent gewesen zu sein scheint.

WENN ES DEN NICHT GEGEBEN HÄTTE,

sagte einer aus dem Dorf, dann wäre im Herbst 1944 die Not der nichtbäuerlichen Bevölkerung noch viel schlimmer geworden. Was Du damit zu tun hattest, war zwischen Deiner Verhaftung und Deiner Befreiung im Dunkel geblieben. Erst nach dem Krieg fanden wir den schriftlichen Beweis Deines Vorgehens, das für die Nazis zum Vergehen geworden war. In jenem Herbst 1944 lagerte eine große Menge Saatgetreide im Reichsnährstand, das zu verderben drohte, wenn es nicht schleunigst in die Erde kam. Es geschah jedoch nicht, da zu diesem Zeitpunkt der totale Krieg den natürlichen Ablauf von Aussaat und Ernte nicht mehr zuließ. Die Söhne der Bauern kämpften irgendwo an einer der Fronten oder waren bereits gefallen, die zurückgebliebenen Alten hatten nicht mehr die Kraft und den Mut, den Notwendigkeiten nachzukommen.

Für Dich war es ein Akt der Zivilcourage, der Vernunft und der Menschlichkeit, das Getreide mahlen zu lassen, um den Mangel an Mehl und Brot zu beheben und damit die Not der Bevölkerung ein wenig zu lindern. Erstaunlich war, dass Du für Deinen Plan einige Komplizen fandest, darunter sogar zwei Parteimitglieder. Sie alle wussten, dass sie sich damit straf-

bar machen würden, denn diese Tat war ein Verstoß gegen die Kriegswirtschaftsordnung, jener Vorwand, auf den die Partei gewartet und den Du ihnen selbst geliefert hattest.

„Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ – eine Redensart, mehr nicht. Oder doch? Sangen die Brotesser nach dem Krieg das Lied jener Männer und Frauen, die für sie Kopf und Kragen riskiert hatten? Wenige taten es, die meisten aber sangen den Text, den ihnen braune Souffleure in den Mund gelegt hatten. Meine Mutter war erbost, beklagte Undankbarkeit und Ungerechtigkeit. Einfach ignorieren, sagtest Du. Für das, was Du getan, bräuchte man Dir weder einen Altar errichten noch einen Pranger.

Trotz aller Anschuldigungen und Verleumdungen, die aus der braunen Ecke sprossen, warst Du bis zuletzt überzeugt, das Richtige getan zu haben. Du sahst Dich als legitimer Nachfolger Deines großen Vorbildes Friedrich Wilhelm Raiffeisen, eines deutschen Sozialreformers, der nach dem Hungerjahr 1847 ländliche Hilfsvereine gegründet hatte, um die Not der Bevölkerung zu lindern. Aus diesen entwickelten sich später Kassenvereine mit Selbsthilfecharakter. Auch im Dorf existierte ein solcher Kassenverein, und Du hattest diesem selbstverständlich Deine bescheidenen Ersparnisse anvertraut.

Was dann Anfang der Dreißigerjahre geschah, damit hatte niemand gerechnet, auch Du nicht. Der Kassenverein war pleite. Die Menschen im Dorf waren überrumpelt worden, schließlich war eine Vorwarnung, wie wir sie heute gewohnt sind, damals nicht möglich. Kein Fernsehen, keine Zeitungen, kein Facebook. Lediglich im Wirtshaus, am Ladentisch, auf dem Dorfplatz gediehen die Gerüchte, die aber kaum jemand ernst nahm. Schließlich war man mit der Bewältigung des Alltags beschäftigt. Als die prekäre Situation nicht mehr zu verheimlichen war, stürmte man die Kassa, um die Ersparnisse in Sicherheit zu bringen. Umsonst! Eine leere Kassa kann man auch

nicht entleeren. Ich war damals noch gar nicht geboren, weiß aber von meiner Mutter, wie Du damit umgegangen bist. Natürlich hatte Dich der unerwartete Verlust Deiner Ersparnisse belastet, aber Du warst es gewohnt, aus jedem Irrweg auch den Ausweg zu finden. Was Dich wirklich bedrückte, waren Deine Vorausgedanken, wie es weitergehen könnte. „Stirbt die Kassa, dann stirbt auch die Idee“, sagtest Du und warst geradezu davon besessen, das nicht eintreten zu lassen. Naheliegend war, dass Du Dein Glück in der städtischen Zentrale suchtest. Der Direktor des Verbandes empfing Dich unverbindlich-freundlich, hörte Dir zu, ließ aber keinen Zweifel daran, dass man keinesfalls gewillt war, Tote wieder zum Leben zu erwecken. Die Not und die Enttäuschung der Bevölkerung waren für ihn kein geschäftlich verwertbares Argument. Den Weg zum Landeshauptmann und zum Bürgermeister hättest Du Dir sparen können und damit eine weitere Enttäuschung. Aufgeben jedoch gehörte nicht zu Deinem Wortschatz.

Wenn schon die Großkopferten den Schwanz einziehen, sagtest Du, dann eben auf eigene Faust. Du hattest allerdings gute Karten im Talon: Deine Herkunft, das Ansehen der Familie, das Verwurzelte sein im Dorf seit Generationen. Ob dieser Kartenstock reichen würde, um dieses Spiel zu gewinnen? Es würde ein Glücksspiel bleiben, dessen Ausgang nicht vorhersehbar war. Nicht zu vergleichen mit den heutigen Pleiten europäischer Banken von unvorstellbarem Ausmaß. Von dem Rettungsschirm, den die Großkopferten heute bedenkenlos aufspannen, hättest Du zu Deiner Zeit nur träumen können. Trotzdem hattest Du es geschafft, dass immer mehr Menschen bereit waren, ihr Ersparnis aus dem Sparstrumpf zu holen und einzulegen. Stellvertretend für all jene, die Dir vertrauten, sei einer genannt, den ich aus Deinen Erzählungen in Erinnerung behalten habe: der Sägearbeiter Johann Raudaschl, der als erster mit einer größeren Spareinlage kam und somit Schrittma-

cher für andere wurde. Dadurch konntest Du Spareinlagen in geringer Höhe wieder ausbezahlen und nach geraumer Zeit sogar wieder mit Darlehen und Krediten aushelfen. Nicht zu vergessen: Sie hatten ihr Geld Dir anvertraut, nicht dem Kassenverein. Wer hätte wohl nicht die Chance genutzt, den Rettungsschirm auch weiterhin sein Eigen zu nennen und die anderen im Regen stehen zu lassen? Auch in unserer Familie war das bis nach dem Krieg ein immer wiederkehrendes Thema: Jeder hätte so eine Gelegenheit ergriffen, sich seine eigene Privatbank zu schaffen. Deine Antwort, klar und unmissverständlich, keine Widerrede zulassend: „Ich bin nicht jeder. Und abgesehen davon, glaubt ihr wirklich, eine so mächtige Organisation wie Raiffeisen hätte sich diese Laus in den Pelz gesetzt? Sie hätten Mittel und Wege gefunden, wirtschaftliche, finanzielle, auch politische, um mich auszuhungern, in den Ruin zu treiben. Ihre Strategie war eindeutig: verdrängen, verschleiern, verschweigen, einen Schlusstrich ziehen, den Blick nach vorne richten.“

Auch Du hattest den Blick nach vorne gerichtet und deshalb neuerlich beim Verbandsdirektor vorgesprochen. Mit Erfolg. Bezeichnend seine Worte: „Der Raiffeisenkasse Thalgau leihen wir kein Geld, aber Dir, Eiterer, wollen wir einen Betrag persönlich anvertrauen.“ Ein Vertrauensbeweis, den auch die Nazis Jahre danach zu schätzen wussten. Der Ortsgruppenleiter und seine Parteigenossen bestimmten Dich erneut zum Geschäftsführer, obwohl Du nicht einer der ihren warst. Du warst der Mann des Volkes und diese Volksverbundenheit wollten sie nicht aufs Spiel setzen. Schon gar nicht im Zuge der Machtübernahme.

Mit Dankbarkeit oder gar Unrechtsbewusstsein der Bevölkerung wolltest Du nicht rechnen. Du hattest zwar nie Bert Brecht gelesen, aber sein Menschenbild deckte sich mit Deinem: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral!“

Nach Deiner Beerdigung hatte man meiner Mutter und mir im Gasthaus am Raiffeisentisch einen Ehrenplatz angeboten. Neben mir saß ein einfacher, ehrbarer Kleinlandwirt und Handwerker, den Du wegen seiner Geradlinigkeit immer sehr geschätzt hattest. Auch er musste dieses posthume Geschleime über sich ergehen lassen. Irgendwann jedoch ergriff er unvermittelt das Wort: „Wenn es den nicht gegeben hätte, dann würde es auch eure Bank nicht geben und ihr müsstest euch alle um einen anderen Arbeitsplatz umschauchen!“ Betretenes Schweigen.

AUSGEDIENT

Vor einigen Jahren, den genauen Zeitpunkt habe ich vergessen, erhielt ich überraschend und unerwartet Post aus den Vereinigten Staaten, und zwar von einer Melvin Jones Foundation, von der ich bislang noch nie etwas gehört hatte. Man verlieh mir eine Auszeichnung „for dedicated humanitarian services“ (für engagierte humanitäre Dienste). Etwa zur gleichen Zeit lud mich die Mutter eines schwerstbehinderten Kindes zu Kaffee und Kuchen ein, weil sie – so ihre Worte – mir noch etwas schulde. „Wenn es Sie nicht gegeben hätte“, sagte sie, „wäre ich mit all meinen Sorgen allein geblieben“. Ein Déjà-vu-Erlebnis, das mir bewusst machte, wie sehr ich längst in Deine Fußstapfen getreten war. In unserer Familie hatte der uneigennützig Dienst an notleidenden Menschen eine lange Tradition, die ganz selbstverständlich gelebt wurde, und in der ich aufwachsen durfte. Davon geprägt und von der unübersehbaren Realität herausgefordert habe ich mich vermutlich auch der Pädagogik der Ausgegrenzten und Behinderten zugewandt, deren Ansprüchen ich mit Demut und Einsatz zu begegnen suchte.